Zeitschrift: Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen
Herausgeber: Emanzipation
Band: 16 (1990)
Heft: 6

Artikel: "Du willst fliehn mit angewurzelten Füssen"* : Frauen im Exil 1933-?
Autor: Erdle, Birgit R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-361131

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"Du willst fliehn mit angewurzelten Füssen" *

FRAUEN IM EXIL 1933 – ?

von Birgit R. Erdle

Am 19. April 1933, drei Wochen vor den öffentlichen Bücherverbrennungen, flüchtete die Dichterin Else Lasker-Schüler in die Schweiz. Gleich nach ihrer Ankunft in Zürich wurde sie von der Polizei als Landstreicherin verhaftet. Diese Anekdote, die am Anfang eines Exillebens steht, deutet auf eine bezeichnende Verwechslung, auf ein Missverständnis, das die Differenz, die Unvergleichbarkeit von Vagabundieren und Exiliertsein vertuscht.

Über die Bedeutungsgeschichte des Wortes "Reise" finden wir in Grimms Wörterbuch mehrere Seiten – als Hauptbedeutung wird "Aufbruch" und "Bewegung" angegeben. Die Wörter "Exil" und "Emigration" dagegen kommen in Grimms Wörterbuch gar nicht vor. Ausführlich erläutert jedoch wird der Begriff "Verbannung", der die direkte Übersetzung des Wortes "Exil" aus dem Lateinischen ist. Und hier stossen wir auf zwei verschiedene Aspekte der Bedeutung, die ich aufschlussreich finde: Das Wort "Verbannung" bezeichnet einen Richterspruch, eine Form der Strafe, die darin besteht, dass jemand aus der Rechtsgemeinschaft ausgeschlossen, d.h. des Landes verwiesen wird. Der zweite Aspekt ist vielleicht sogar noch interessanter: Das Wort "Verbannung" bezeichnet nämlich auch die Fortweisung durch einen Bannspruch, durch einen Zauberspruch – das Ausschliessen ist ein magischer Akt. Exilierung also als ein Strafakt, der den Ausschluss aus der Rechtsgemeinschaft anordnet, ein Ordnungsvorgang, ein bürokratischer Akt, der magische Züge trägt? Vergessen wir nicht, dass erst in unserem aufgeklärten 20. Jahrhundert das Exil zu einem massenhaften politischen Ereignis wurde. Um einen Gewaltakt handelt es sich immer: Um ein verschobenes Todesurteil, das nicht unter Ausschluss der Öffentlichkeit, doch ohne Gerichtsverfahren im Sinne aufgeklärter Rechtsprechung gefällt wird – um einen gewaltsam versetzten Hieb, der einen Menschen unheilbar abspaltet von dem ihm "natürlichen", vertrauten Ort.

In den schriftlichen Reflexionen über das Exil, die ich gefunden habe, taucht gelegentlich das Wort "Reise" auf – aber immer nur negativ, um die eigene Erfahrung der Flucht davon abzugrenzen. Hilde Domin beispielsweise beharrt auf der prinzipiellen Verschiedenheit von Exil und Reise (und zwar jeder Art von Reise) – "wenn auch die Kulissen die gleichen sein mögen". Dieser Halbsatz ist mehrdeutiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. "Kulisse", ein Begriff der Theatersprache, bezeichnet einen verschiebbaren, buchstäblich auswechselbaren Hintergrund, der einen realen Raum vortäuschen soll. Handelt es sich also, wenn wir Ähnlichkeiten ausmachen zwischen Reise und Exil, um optische Täuschungen? In den literarischen Texten von Margarete Kollisch und Ilse Blumenthal-Weiss – beide sind in die USA emigriert – kommen zwar gelegentlich amerikanische Orte und Gegenden vor – aber nur als geographischer Hintergrund, als "Kulisse". Eine intensive Auseinandersetzung mit der geographischen, sozialen und politischen Realität der Vereinigten Staaten jedoch bleibt aus – und das ist durchaus charakteristisch. Besonders deutlich ist dies bei Blumenthal-Weiss, deren Familie in Mauthausen und Auschwitz ermordet wurde, während sie selbst Theresienstadt überlebte und erst Ende der vierziger Jahre nach New York kam: Amerika ist bei ihr sehr stark überschattet von der Vergangenheit, ist blosse "Kulisse des Überlebens". Dem "Prinzip der Reise" als einer "erneuernden Bewegung", wie Annegret Pelz schreibt, der permanenten Verwandlung und dem ständigen Perspektivenwechsel, die die Bewegung der Reise charakterisieren, steht die Lähmung gegenüber, die mit dem Exil verbunden ist. In einem Gedicht von Ilse Blumenthal-Weiss findet sich ein Bild für die Raumerfahrung des Exils, des Gejagtseins durch viele Kontinente: "... dann kreisen Länder, Flüsse und Brückenstrippen". Eine Kreisbewegung, in der der Unterschied zwischen Fortbewegung und Stillstand untergeht, und die wie ein Stück belichteter Film vor dem gelähmten, angsterfüllten Blick abrollt. Die Permanenz der Flucht lässt die Bewegung erstarren.

Von der Kulisse bis zur Kränkung

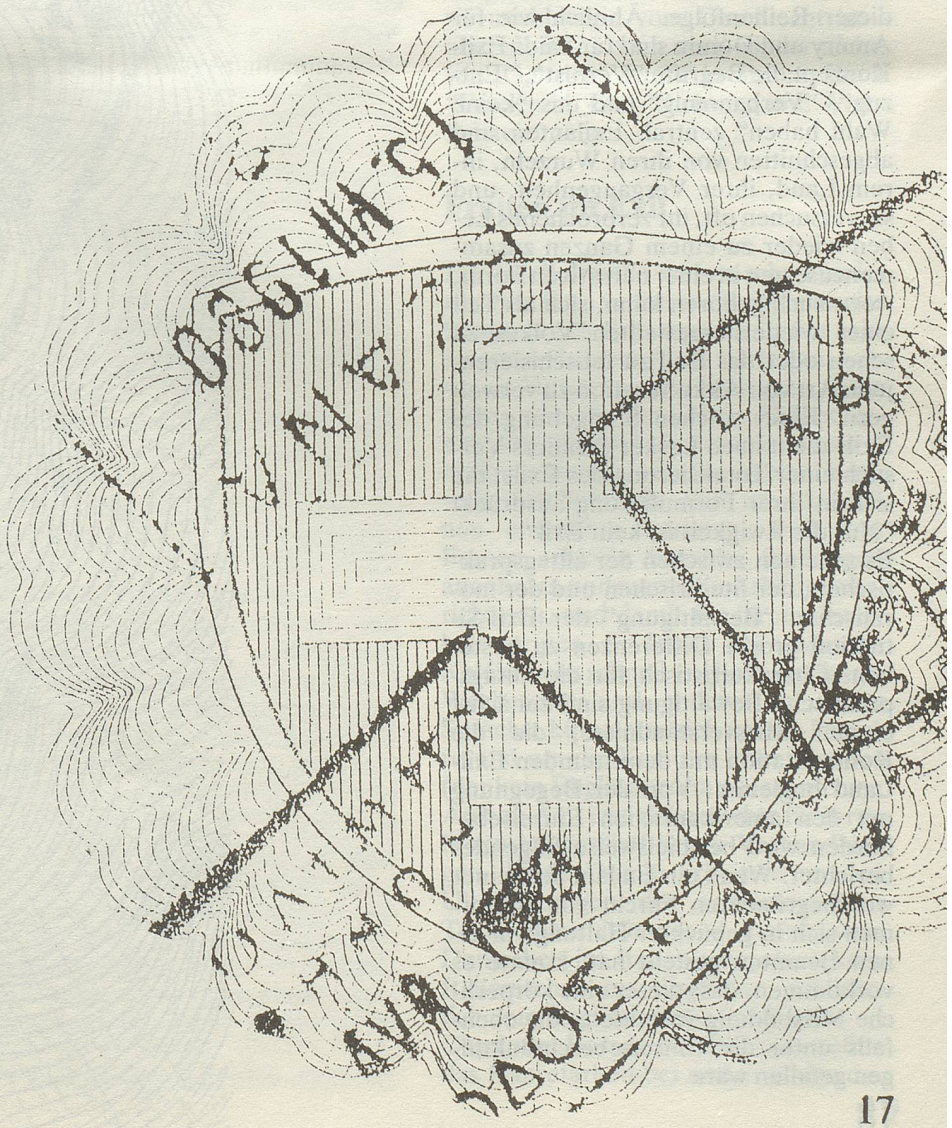
Andererseits findet man in den Aufzeichnungen von Emigranten gelegentlich auch jene Motive des Exotischen, die mit einer touristischen Perspektive häufig verknüpft sind. Mascha Kaleko notiert in ihrem Tagebuch über ihre Begegnung mit New York, wo sie gemeinsam mit ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn am 23. Oktober 1938 angekommen war: "In den ersten Jahren erging es uns mit dieser Stadt wie einem "Flitterwöchner" mit seiner nagelneuen geliebten Frau. Alles war neu und schön, darum (manches nur darum) bezaubernd. Die Wolkenkratzer mitten aus der Nebel-Insel aufragend – unerwartet die hohen Türme funkelnder Lichtfenster ..." Lola Landau, die 1936 nach Palästina eingewandert war – sie wurde 1892 in Berlin geboren – beschreibt die Eindrücke, die sie von der arabischen Altstadt Jerusalems hatte: "War es Selbsttäuschung, oder war es das Glück der Reiselust und des Abenteuers, dass ich die arabische Welt mit meinen an Europa gewöhnten Augen wie eine Spiegelung von Tausendundeiner Nacht erblickte?" Von der "Farbigkeit der orientalisch-exotischen Welt" Jerusalems ist sie überwältigt.

Doch die Einwanderung in Palästina/Israel bedeutete nicht die Ausweisung aus der Heimat in die Fremde, sondern etwas ganz anderes: nämlich Heimkehr, sogar "Aufstieg", Alijah. Für viele Einwanderer aber konnte Palä-

stina/Israel keine "Heimat" werden: Mascha Kaleko, die im Oktober 1960 mit ihrem Mann nach Israel übersiedelte, war dort sehr isoliert; sie sprach Jiddisch, aber kaum Ivrith. Im Gegensatz zu ihrem Mann behielt sie ihren "tourist status" bei. Ähnlich erging es Else Lasker-Schüler. Bei Jenni Aloni – sie war 1939 nach Palästina/Israel emigriert – zeigt sich der schmerzliche Prozess der Ablösung von der alten Heimat, von Europa und ihrem Geburtsort Paderborn, dem der schwierige Prozess der Hinwendung zu der neuen fremden Heimat Israel, dem harten Leben in einem kargen Land entgegenläuft. Alice Schwarz-Gardos schreibt von den "Hemmungen", die "oft schmerzhaften Auseinandersetzungen mit der Umwelt, diese "Familienstreitigkeiten", vor einem ausländischen Publikum auszubreiten (...). Zu den wenigen Ausnahmen gehört Jenni Aloni, die vor allem in ihrem ersten Roman, "Zypressen zerbrechen nicht" (1961), die Anklage gegen die Unwirtlichkeit der abweisenden "neuen Heimat" nicht scheut." – Die Ich-Erzählerin in Alonis Roman sagt: "Ich habe meinen Namen geändert, weil ich hoffte, mir selber dadurch entgehen zu können, meine Vergangenheit auszulöschen und ein neues Leben zu beginnen, ein Leben ohne Erinnerung. Aber man kann seine Vergangenheit so wenig auslöschen, so wenig sich selbst entgehen, wie man seinem Schatten davonlaufen kann."

In der Schilderung von Exil-Erfahrungen überwiegen Motive der Kränkung, der Beschädigung und Verletzung. Hilde Spiel bezeichnet das Exil als Krankheit, Hilde Domin nennt es eine "kontinuierliche Identifikationskrise". Die absurde Situation der Exilierten beschreibt Hannah Arendt in ihrem 1943 im Menorah Journal erschienenen Essay "We Refugees", in dem sie das Exil als eine nun "wörtlich gewordene Weltlosigkeit" deutet. Der Exilant ist aus dem vertrauten Kontext seines Lebens herausgeschnitten – deplaciert –, und zwar gewaltsam und unfreiwillig. Von dieser Beraubung handelt der Traum eines assimilierten Berliner Rechtsanwalts, den Charlotte Beradt – sie flüchtete 1939 aus Berlin nach England, von dort 1940 weiter nach New York – in ihrer Traum-Sammlung wiedergibt: Er setzt sich in einen Abfalleimer, den er als den ihm noch zugehörigen Ort erkennt: "Wenn nötig, mache ich dem Papier Platz." Aus der Lage, in die ein Mensch durch dieses Herausgerissenwerden gewaltsam gebracht wird, ergibt sich eine Problematik, die – so Domin – "gelebt, aber nicht gelöst werden kann." Die dadurch aufgeworfene Krise der Identifikation differenziert Domin in drei Richtungen: einmal dreht sie sich um die Identifikation des Exilierten mit seinem Status, seiner Existenz als Exiliertem; zum zweiten um seine Identifikation mit dem Land, das ihn aufgenommen hat; und schliesslich um die Identifikation des Exilierten mit seinem Ursprungsland, das ihn ausgestossen hat – denn diese Identifikation kann zwar in Frage gestellt, aber nicht so einfach abgebrochen werden. Die 1910 in Freiburg/Br. geborene Schriftstellerin Lotte Paepcke berichtet, wie sie sich lange nach 1945 noch "immer wieder" zu ihren "geliebten Bergen im Schwarzwald und dem Münsterturm (schiehlt), halblegal, wiederum." "Vieles ist leichter und richtiger in Israel", sagt sie, und um das zu bezeichnen, nennt sie "Licht und Wüste".

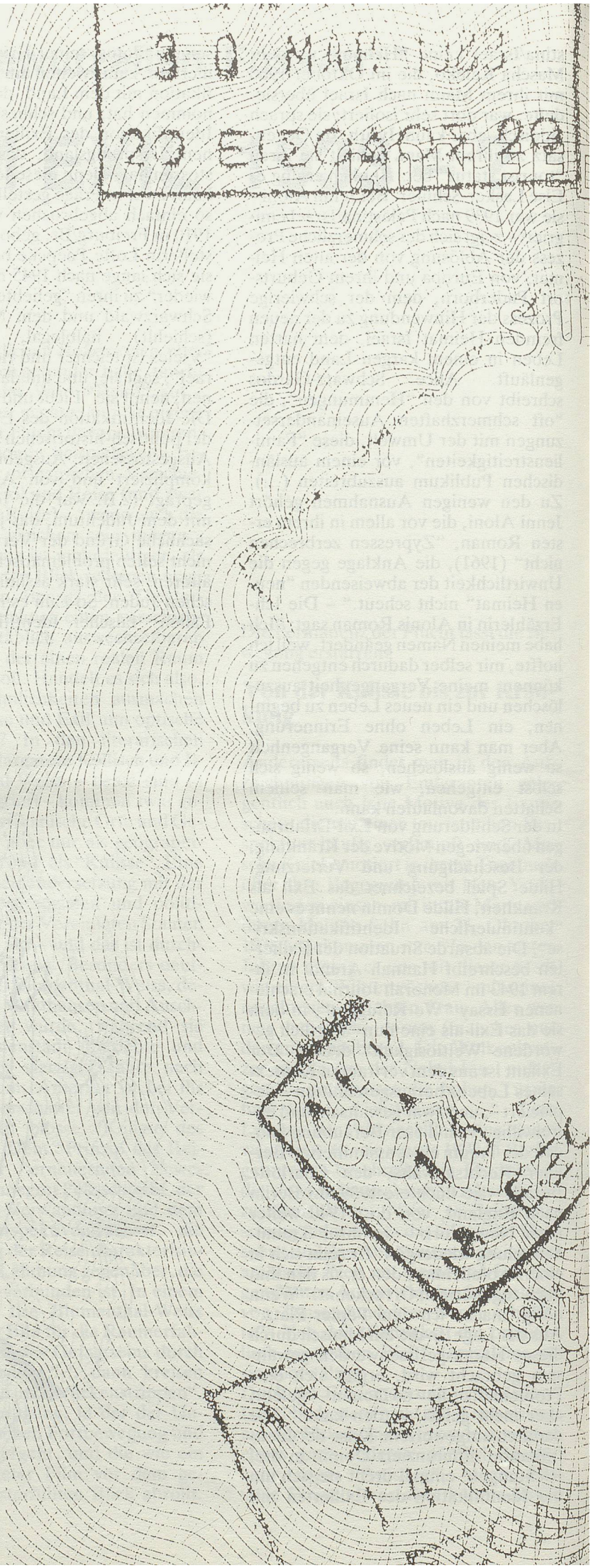
Die Identifikation des Exilierten mit der politisch-historischen Situation des Ausgestossenen, Ausgebürgerten war kompliziert und von Ambivalenzen geprägt (z.B. war die Identifikation mit dem Judentum, das ja der hauptsächliche Grund der Verfolgung war, nicht selten problematisch, gerade bei älteren, sehr stark assimilierten deutschen Juden. So kam es manchmal zu Fällen "falscher Identifikation" mit den deutschen Verfolgern). Was das Verhältnis zu dem Land angeht, das dem Exilanten Aufnahme gewährte, so steckt bereits in dieser Formulierung ein Hinweis darauf, dass es sich hierbei um einen Akt der Gnade handelt, der das Urteil – den Bannfluch –, das den Exilanten getroffen hat, aufhebt – allerdings nur vorläufig, auf Widerruf. Diese vorläufige Gnade besass die Form einer Aufenthaltserlaubnis, die begrenzt oder nicht begrenzt war, die aber immer kündbar war. Und sie hatte die Form einer bewilligten oder beschränkt bewilligten Arbeitserlaubnis. Lasker-Schüler z.B. musste am 15. November 1933 vor dem "Polizeiwesen der Stadt Zürich" eine "fremdenpolizeiliche Weisung" unterschreiben, die ihr verbot, als Dichterin "erwerbstätig" zu sein. Für jede ihrer Lesungen brauchte sie daher eine besondere Erlaubnis der Polizei. Lasker-Schüler war gezwungen, ständig umherzureisen und die Schweiz immer wieder zu verlassen, um eine neue Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen. Für dieses unablässige Umherreisen benutzt sie die Metapher "mein verwandertes

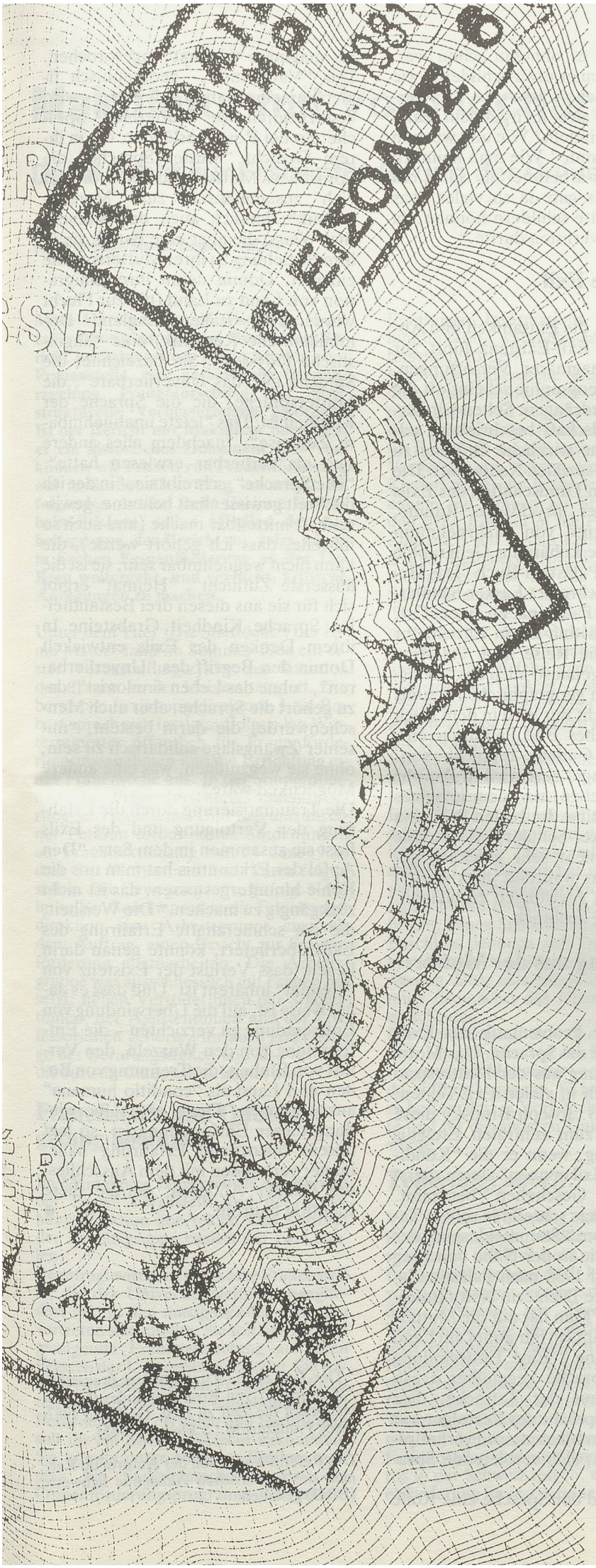


Gesicht". Domin erwähnt zu diesem Problem die Hilfsorganisationen der Exilanten, die für ein perfektes Mimikry zu sorgen versuchten: "Fallen Sie nicht auf, auf der Strasse. Reden Sie in leisem Ton wie die Engländer selbst. Nur englisch, auch untereinander. Tragen Sie den Regenschirm bei jedem Wetter, mit der Spitze nach vorn, wie es hier üblich ist. Fragen Sie nie, wie es am Tage vorher war. Stellen Sie sich nie zuerst vor. Machen Sie, wo Sie neu sind, keinen Antrittsbesuch, ehe man Ihnen ein Zeichen gibt, dass man mit Ihnen verkehren will" u.s.w.

In seinem Essay "The Mind of Winter" beschreibt Edward W. Said das Exil als einen zusammenhangslosen, diskontinuierlichen Seinszustand, geprägt durch einen verwirrenden, desorientierenden Verlust, der eine erfolgreiche Zertrümmerung der räumlichen Identität impliziert. Jean Améry hat darauf hingewiesen, dass die nazistische deutsche Gesellschaft für den Exilierten die Vergangenheit "als ein soziales Phänomen" widerrufen hat. Dadurch wurde für den Exilanten die subjektive Identifikation mit der Vergangenheit abgeschnitten. Améry schreibt: "Ich war kein Ich mehr und lebte nicht in einem Wir. Ich hatte keinen Pass und keine Vergangenheit und kein Geld und keine Geschichte." In dieser Reihenfolge. Ähnlich wie für Améry und Domin sind für Saids Exil-Konzept die Begriffe "Verlust", "Entzug", "Verbannung" und das "keine Wahl haben" zentral. Exilanten sind abgeschnitten von ihren Wurzeln, ihrem Land, ihrer Vergangenheit, und sie versuchen oft, ihr zerbrochenes Leben wieder zu einem Ganzen zusammenzusetzen in einer narrativen Form, wozu auch gehören kann, sich als Teil eines wiederhergestellten Volkes zu sehen oder das Exil zu fetischisieren, jede Art von Akkulturation zu verweigern. Einer solchen Sinngebung des Exils dient auch Lasker-Schülers Versuch einer Totalisierung des Exils, die sich in ihrer Formulierung ausdrückt "Nur die Ewigkeit ist kein Exil".

Es scheinen zwischen der alltagspraktischen, der literarischen und der moralischen "Bewältigung" der Exil-Situation grosse Differenzen zu bestehen. Charakteristisch für die alltagspraktische Bewältigung sind zunächst einmal Missverständnisse, die die Konfrontation mit dem fremden Exil-Land begleiten. Von der Begegnung mit den amerikanischen Einreisebehörden wird beispielsweise folgendes berichtet: Wenn ein Exilant aus seiner wohlbegründeten Furcht vor Uniformen sich in gebückter Haltung vor einen Beamten gestellt hat, konnte es vorkommen, dass dieser eine körperliche Missbildung vermutete, die ebenfalls unter die Einreisebeschränkungen gefallen wäre.





Das Allerwichtigste, Existenzielle waren die Papiere – das Visum, die Aufenthaltsgenehmigung. Erst danach kamen Geld, Gesundheit, Sprachkenntnis. Das Kernproblem ist das der "legalen Identität", die man nicht hat und erwerben muss – das bedeutete stundenlanges Anstehen bei Behörden und das Aufsuchen immer wieder anderer Ämter (im Exilland, also nach der nach unendlich vielen Mühen und Demütigungen geglückten Ausreise aus Deutschland.)

Das Wort Grenzüberschreitung (häufig gebraucht im theoretischen Diskurs über die Reise) bekommt einen veränderten und konkreten, buchstäblichen Sinn – und genau um die Wahrung dieses konkreten Sinns innerhalb der Rede über das Exil geht es, wenn wir versuchen, diese Rede der Figuralisierung immer wieder zu entziehen.

Die individuelle Exil-Geschichte versinkt in der Statistik, in der massenhaften Erscheinung, hat sich zugleich aber auch der Wiederholung von Prominenten-Biographien zu erwehren. Was die Exilliteratur-Geschichtsschreibung betrifft, so bezieht sie sich bisher meist auf männliche Schriftsteller – eine Geschichte der Exilliteratur von Frauen bleibt noch zu schreiben. Nun scheint aber die Erfahrung der Exilierung eine so existenzielle zu sein, dass sie unabhängig vom Geschlecht ist – aber sie ist es doch auch wieder nicht, wie Gabriele Kreis in ihrem Buch "Frauen im Exil. Dichtung und Wirklichkeit" zeigt.

Frauen im Exil

Für Intellektuelle war es sehr schwierig, neu Fuss zu fassen: Beispielsweise konnten sich Schauspieler in nur sehr eingeschränktem Mass betätigen – etwa als Darsteller von Nazitypen, denn dabei war ihr deutscher Akzent erwünscht. Gabriele Kreis dokumentiert in ihrem Buch, dass etwa in New York viele Intellektuelle sich nur deshalb neu etablieren konnten, weil ihre Frauen schlecht bezahlte Stellungen annahmen und manuelle Arbeiten verrichteten, und damit für ihren Unterhalt sorgten. So lernte etwa Mascha Kaléko sehr schnell englisch, verfasste Werbetexte und anderes in dieser Sprache, kümmerte sich um die Papiere und um die Karriere ihres Mannes (der kein Englisch konnte), rannte von Amt zu Amt und dolmetschte für ihren Mann bei geschäftlichen Verhandlungen. Hilde Domin arbeitete an den Übersetzungen der archäologischen Texte ihres Mannes – zuerst vom Deutschen ins Italienische, dann vom Italienischen ins Englische, schliesslich vom Englischen ins Spanische.

Charlotte Beradt brachte sich selbst das Haarefärben bei und ernährte da-

mit sich und ihren Mann, der in der Weimarer Zeit ein angesehener Jurist und Schriftsteller gewesen war (er ist der Erzähler jenes Traumes, von dem oben die Rede war). Viele Frauen von Rechtsanwälten und Ärzten arbeiteten im Exilland als Putzfrauen, ungelernte Fabrikarbeiterinnen, Verkäuferinnen, Köchinnen, Serviererinnen. Heinrich Manns Frau arbeitete als Büglerin. Gabriele Kreis zitiert in ihrem Buch Ernest Bornemann mit dem kurzen und deutlichen Satz: "Die meisten unserer grossen Autoren wären im Exil verreckt, wenn die Frauen sie nicht irgendwie durchgefüttert hätten." Die Frauen waren verantwortlich für das Funktionieren des Alltagslebens, sie konnten sich mit der sozialen Degradierung im Exil leichter abfinden. Die schreibenden Frauen im Exil, so erklärt Gabriele Kreis, "waren eher bereit, ihren Beruf zugunsten eines unterhaltssichernden Jobs aufzugeben, als ihre männlichen Kollegen." In einem Brief vom 3. Januar 1939, den Kreis zitiert, findet sich die halbentschuldigende Bemerkung der Schriftstellerin Maria Leitner, es sei inzwischen sogar schon schwierig, eine Stelle als Dienstbotin zu finden. Diese Bemerkung weist darauf hin, was von Frauen wie ihr erwartet wurde – nämlich ihr Geld woanders zu verdienen. Gabriele Kreis betont, sie habe in keinem Brief eines Mannes Vergleichbares gefunden. Aus ihren Dokumenten und Beobachtungen zieht sie den Schluss, durch das Exil sei die Vorstellung von Schwäche der Frau und Stärke des Mannes nachhaltig gestört worden. In der Exilliteratur der Männer dagegen überwiegen, so Kreis, vertraute Frauenbilder und vertraute Männerbilder, die der alltäglichen Exilwirklichkeit kaum Rechnung tragen. Irmgard Keun über die Schwierigkeit, das Emigrantendasein literarisch darzustellen: "Man konnte sich doch nicht darauf beschränken, einen labbrigen Hymnus auf das Land oder die Länder zu singen, in denen man lebte. Man hätte Links und Rechts und Oben und Unten darstellen müssen und vor allem auch das, was einem nicht gefiel. Man hätte es tun können, man wäre weder totgeschlagen noch eingesperrt und kaum beschimpft worden. Aber es wäre als sehr unhöflich und sehr ungehörig empfunden worden. Man war als Emigrant nicht gern gesehen (...). Man war in fremden Ländern geduldet, mitunter gern, mitunter ungern. Das hing in der Hauptsache davon ab, ob man Geld hatte und wieviel (...). Vor allem aber war man Gast im fremden Land (...). Als Emigrant hatte man dankbar zu sein und nicht zu kritisieren, auch soziale Zustände nicht, die schon gar nicht. Man hätte nicht nur sich selbst, sondern auch anderen Emigranten das Leben noch schwerer gemacht, als es ohnehin schon war. Und konnte man etwa schildern, wie man sich falsche Pässe und Visa verschaffte, um sich in irgendein Land hineinzuschwindeln? Wie und wo man bestechen konnte? Wie man heimlich und verboten arbeitete, als sei es ein Diebstahl? Es gab da so vieles, was man nicht hätte schildern können, da man es nicht verraten durfte."

Das innere Exil

Die Isolation, die Einsamkeit und Abspaltung der Exil-Existenz führt zur Erfindung imaginärer Ver-ortungen. Die innere Geographie scheint oft die äussere zu verdrängen: Selten wird erfahrene Landschaft beschrieben, selten findet eine wirkliche Öffnung zu dem fremden sozialen Raum statt. Die beschriebenen Landschaften des Exils sind entweder psychische Räume, oder Fragmente von Wahrnehmungen, die keine kohärente Geographie ergeben. Ihr Palästina-Buch "Das Hebräerland" schreibt Lasker-Schüler, inspiriert von Palästina, an einem Ort, der nicht Palästina ist: in Zürich. Ihr Text setzte die Reise nach Palästina voraus, aber genauso auch das Verlassen des realen geographischen Raums Palästina. Nicht nur wird in dem Buch ein ahistorisches Bild Palästinas entworfen – ein Gedenk-Teppich – sondern auch umgekehrt wird in ihm ihr "ich" geschrieben: von dem imaginären Ort Palästina. Im realen Palästina hat sich Lasker-Schüler, wie bereits angedeutet, nicht sehr glücklich gefühlt – sie war während ihrer dritten Reise dorthin gezwungen zu bleiben, weil der Krieg ausbrach.

Verbannung aus der Muttersprache

Eine zentrale Problematik des Exils knüpft sich an die Sprache. Das Motiv der Verbannung aus der Muttersprache findet sich in vielen Exil-Texten. So erklärt z.B. Joseph Brodsky diese Verbannung zum zentralen Ereignis der Exilierung, wenn er die "Kondition, die wir Exil nennen" als ein zuerst sprachliches Geschehen bestimmt. Günther Anders schreibt in seinen Tagebüchern vom "Stammeldasein" des Exilierten. Die in der Nähe von Prag geborene und 1938 nach Palästina/Israel emigrierte Dichterin Netty Boleslav schreibt: "Man hat mir die Muttersprache geraubt / in mir atmet ein Land / das unterging." Eine Entfremdung der Muttersprache gegenüber ergab sich schon aus der Tatsache, dass Deutsch die Sprache der Verfolger war – eine mit dem Massenmord verknüpfte, verbotene, sich verbietende Sprache.
Dennoch wird der Sprache eine Rolle als imaginäre "Heimat" zugesprochen. Das "Vaterland" – geographisch fixiert, an eine Nation gebunden – wird ersetzt durch das "Mutterland" Sprache: So bei Rose Ausländer, die in ihrem Gedicht "Mutter Sprache" die Sprache als Mutter beschreibt, die das "ich" zusammensetzt zum "Menschmosaik"; ähnlich auch bei Blumenthal-Weiss, die aber eine Paradoxie in ihre Beziehung zu ihrer Muttersprache einzieht. Domin nennt ihre Emigration von Land zu Land (die zur Flucht wurde: Köln – Italien – England – Dominikanische Republik) eine "linguistische Odyssee". Sie bezeichnet die Sprache als "das Unverlierbare", die Muttersprache, die die Sprache der Kindheit ist: Das "letzte unabnehmbare Zuhause", "nachdem alles andere sich als verlierbar erwiesen hatte". "Die Sprache", schreibt sie, "in der ich die Welt gewissenhaft benenne, gewissenhaft mitteilbar mache (und auch so mitteile, dass ich gehört werde), die kann nicht wegnehmbar sein, sie ist die äusserste Zuflucht". "Heimat" ergibt sich für sie aus diesen drei Bestandteilen: Sprache, Kindheit, Grabsteine. In ihrem Denken des Exils entwickelt Domin den Begriff des "Unverlierbaren", "ohne das Leben sinnlos ist": dazu gehört die Sprache, aber auch Menschenwürde, die darin besteht, "mit seiner Zwangslage solidarisch zu sein, ohne sie wegzulügen, was eine andere Möglichkeit wäre".
Die Traumatisierung durch die Erfahrung der Verfolgung und des Exils fasst sie zusammen in dem Satz: "Den Apfel der Erkenntnis hat man uns die Kehle hinuntergestossen, das ist nicht rückgängig zu machen." Die Weisheit, die die schmerzhafte Erfahrung des Exils überliefert, könnte genau darin liegen: dass Verlust der Existenz von "Heimat" inhärent ist. Und dass es daher weise ist, auf die Überwindung von Entfremdung zu verzichten – die Entfremdung von den Wurzeln, den Verlust von Einheit, die Trennung von Boden und Land als "conditio humana" anzuerkennen. Denn eine Überwindung dieser Entfremdung ist, so legt unsere historische Erfahrung nahe, immer verbunden mit dem Ausschliessen des/der Anderen, der/die diese Identität bedroht. ●

* Der Titel ist ein Zitat aus dem Prosastück "24 Stunden" von Rose Ausländer (Die Sichel mäht die Zeit zu Heu. Gedichte 1957-1965, Frankfurt/M.: S.Fischer, 1985).

Das Referat wurde von der Autorin im Rahmen der katholischen Akademie Schwerte (BRD) gehalten.